

zur Flucht in Beat, Sex oder andere Formen des Rausches. Auch bei den Kirchentreuen bleibt nur „eine Praxis der Saison-Religion“. Man sieht in der Kirche noch eine soziale Macht, eine staatlich privilegierte Institution oder, wo die Privilegien annulliert wurden, eine um neue Rechte feilschende Hierarchie. In dieser Kirche fühlt man sich nicht mehr wohl und daheim. So etwa der erwähnte (allerdings französische) Kommentar aus Rom, der nicht einmal die Wirkung der theologischen Grundlagenkrise auf die akademische Jugend erwähnt. Beachtlich ist am Schluß die Konsequenz: um der christlichen Jugend den inneren Reichtum der Kirche zu erschließen, sollten alle, die mit ihr über den Glauben sprechen, sie zuerst mit Christus bekannt machen, der allein die Welt zur Einheit bringen kann, und nicht so sehr die äußere Aktivität der Kirche für den sozialen Fortschritt herausstellen. Dies ist kein Einwand gegen die Sozialzyklika Papst Pauls VI., denn sie war in weiter Ferne, als der Kommentar geschrieben und verschickt wurde.

3. Es gehört sicher zu den positivsten Eigenschaften der christlichen Jugend aller Konfessionen, daß sie vor allem von dem konkreten Evangelium angezogen wird, wie es sich etwa in der „Aktion Sühnezeichen“ und im persönlichen Engagement als Entwicklungshelfer erfreulich kundtut. Es wäre darum zu verstehen, wenn die neue Stimme des Papstes eher dazu anregt, nach dem inneren Reichtum der Kirche, ihrer Liebesfähigkeit, der Gegenwart Christi in den Sakramenten zu suchen, als manche Währungsmanipulationen von Theologen und Exegeten, so notwendig auch die Aktualisierung des Evangeliums ist, ja sogar vom Geist der Bibel gefordert wird. In jedem Falle besteht die Gefahr einer Kurzschlußreaktion, einer Flucht nach vorn, wie sie sich immer wieder auch im unbedenklichen Durchbruch zu gemeinsamen Eucharistiefeiern mit Christen anderer Kirchen erweist. Erfreulich daran bleibt dennoch der unverkennbare Zug zur Mitte des Evangeliums, zum Zeugnis der Liebe Christi, das recht verstanden nur als Liebe untereinander glaubwürdig ist und darum den Trennungen widerstreitet. Kirchenmänner wie Roger Schutz mahnen immer wieder, ja nicht den Kontakt mit dieser Revolution der Jugend auf Christus hin zu verlieren.

Das konkrete Evangelium öffnet die Zukunft

Genauer gesagt: auf den Christus hin, der unsere Zukunft und also auch die Zukunft der technischen Welt beherrscht. Der innere Reichtum der Kirche wird zuerst dort gesucht und vermutet, wo es um die gültige Deutung der „Zeichen der Zeit“ geht. In anderem Zusammenhang wurde hier schon darauf hingewiesen, daß zwei Merkmale des vorherrschenden Weltbewußtseins die Christen, vor allem die Jugend, mit Nichtchristen gemeinsam haben: erstens die radikale Transzendenz des Gottesglaubens, die es schwer oder fast unmöglich macht, das „Religiöse“ in sinnlichen Symbolen darzustellen, und zweitens die Erfahrung der unendlichen Fülle säkularer Geheimnisse von Mensch, Leben und Kosmos (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 192 f.), Geheimnisse, die man nicht einfach „anschauen“ kann, wie es noch Goethe tat, sondern die man energisch durchdringen und bewältigen muß, um zu überleben. Die Grenze zwischen Glauben und Wissen hat sich progressiv verschoben, und „Glauben“ kann nicht mehr als „übernatürliches“, zusätzliches Wissen verstanden werden. Die auf eine zu meisternde Zukunft hin geöffneten Horizonte der natürlichen Welt mit ihren über-

dimensionalen Krisen sind der biblischen Eschatologie näher als Theologie und Moral der Scholastik.

4. Hätte die Gebetsmeinung stillschweigend eine Neben- oder Gegenwelt zu „dieser Welt“ als religiösen Anreiz im Sinn, sie wäre ein hoffnungsloses Anliegen. Um so hoffnungsloser, als die christliche Jugend in jenen Fragen, die ihr Leben am härtesten treffen, keinen „Reichtum“, sondern eher eine juristisch-ontologische Verhärtung zu spüren glaubt, an der sie sich wundstößt, etwa in der kirchenbehördlichen Vorsicht bei der Mischehe, bei der behutsamen Wahrung der Kontinuität in Lehre und Moral, bei der Sorge um die Erhaltung umstrittener Formen kirchlicher Autorität. In diesen Fragen erscheint die Quelle des inneren Reichtums der Kirche, die Eucharistie als personale Gegenwart Christi und sein Evangelium, vergittert durch Vorschriften, die Mißtrauen erwecken statt Faszination. Nur der Geist fasziniert, der die Freiheit in Christus vermittelt, auch die Freiheit, in der Grundlagenkrise von Theologie und Tradition zu bestehen.

Die christliche Jugend ist nicht mehr provinziell oder national begrenzt, sie wächst mit einem Sinn für Universalität auf. So erfährt sie über kurz oder lang mit Staunen, was in Frankreich, was in manchen Ländern möglich ist, in anderen aber nicht. Sie vergleicht und geht zu den offenen Thesen der „Progressiven“ über, nicht enthusiastisch, nicht im Bewußtsein, nun den inneren Reichtum der Kirche entdeckt zu haben, sondern eher ihre Armut, ihre Fragwürdigkeit, ihre Weltangst, ihr Getto und eine „Complexio oppositorum“, die nicht mehr auszubalancieren ist und darum nach der beherrschenden Person Christi, nach seiner Fülle fragen lehrt. Aber diese Fülle entfaltet sich kaum in neuartigen Theologien, in anderen „Valeurs“, mit denen die Fundamente der Tradition gesprengt werden, sondern in dem Vermögen, sich im Dienst an der Neuen Schöpfung zu bewähren. Wer christlicher Jugend den inneren Reichtum Christi nachweisen will, muß ein Augenmaß haben für den Reichtum säkularer Geheimnisse, er gliche sonst einem Devotionalienhändler in einem Laboratorium von „Big sciences“ (Großwissenschaft). Man sollte es auch in der Kirche nie dahin kommen lassen, daß die Jungen sagen: „Die Alten haben Angst...“ (vgl. „Kontraste“, März/April 1967).

Für die Entwicklung der Orden und Kongregationen in Afrika. Missionsgebetsmeinung für Juni 1967

Das Konzil hat sich mit dem Anliegen, das dieser Gebetsmeinung zugrunde liegt, befaßt, und besonders in den Dekreten über die Erneuerung des Ordenslebens und die Missionstätigkeit der Kirche haben diesbezügliche Überlegungen einen Niederschlag gefunden. Sowohl die einheimischen als auch die viel zahlreicheren ausländischen Orden und Kongregationen in Afrika stehen vor einem doppelten Problem. Einerseits bemüht man sich um die Vermehrung der Berufe, um den erheblichen Mangel an Priestern und Ordensleuten zu lindern. Das andere Problem — es erscheint als das schwierigere und ist auch für die Lösung des Mangels an kirchlichem Personal entscheidend — ist die „Afrikanisierung“ der christlichen Botschaft, und zwar auf allen Ebenen und in allen Äußerungen christlichen Lebens, also auch die Afrikanisierung des Ordenswesens selbst. Dieses Problem ist in den einheimischen Gemeinschaften fast ebensowenig gelöst wie in den Orden und Kongregationen mit vorwiegend nichtafrikanischen Mitgliedern.

Der Sekretär der Kongregation für die Ordensleute, Erzbischof A. Philippe OP, hob allerdings bei einer Pressekonferenz in Rom anläßlich des Weltgebetstages für die geistlichen Berufe hervor, daß besonders auch in Afrika ein überaus starker Zustrom zum Ordensstand zu verzeichnen sei, der auf den ersten Blick einen befriedigenden Ausgleich für die abnehmende Zahl der Ordensberufe in Europa darstelle. Dieser numerische Erfolg wird sich aber nicht voll auswirken können, solange es nicht gelingt, das Christentum in Afrika von all dem zu befreien, was es zu einer importierten Religion macht, weil ein Durchdringen der tieferliegenden Schichten der afrikanischen Mentalitäten vereitelt wird. Die Kirche hat diesen Sachverhalt erkannt und ihre Fehler auf dem Missionssektor eingestanden. Den verfehlten Methoden, die bis vor kurzer Zeit auch den Unternehmungen der höchsten kirchlichen Instanzen zugrunde lagen, ist theoretisch der Boden entzogen. Was das Konzil deutlich ausgesprochen hat, muß jetzt in der gesamten Tätigkeit verwirklicht werden, die von Christen in Afrika und anderswo ausgeübt wird.

Berufsreichtum in Afrika

Will man sich über die zahlenmäßigen Verhältnisse in den Missionsländern informieren, so stößt man stets auf recht ungenaue Angaben. Die einzelnen Quellen nennen Zahlen, die sich nicht entsprechen, oft gibt es nur regional beschränkte Untersuchungen, und zumeist sind die Angaben veraltet. Alle Statistiken über den riesigen Kontinent Afrika stimmen aber darin überein, daß es noch sehr an Priestern und Ordensleuten mangelt. Die folgenden Angaben machen deutlich, wie notwendig die Vermehrung an geistlichen, auch an Ordensberufen ist, wenn man den Anforderungen des Missionsauftrages gerecht werden will. Insbesondere dann, wenn die Verkündigung des Wortes im Einsatz für karitative, soziale und kulturelle Belange grundgelegt werden soll, müssen vor allem die Orden und Kongregationen ihre Bemühungen verstärken können. Über das kirchliche Personal in Afrika liegen zwei Studien von „Pro Mundi Vita“ vor: Die Streuung der Priester in Afrika (Nr. 13, 1966) und Einheimische Schwestern und Brüder in Afrika (Nr. 15, 1966). (Trotz des Titels enthält diese Studie auch Angaben über die ausländischen Ordensleute.) Demnach gibt es seit 1951 keine genauen Zahlenangaben über die einheimischen Brüder und Schwestern. Damals standen den 2296 nichtafrikanischen Brüdern 849 einheimische gegenüber. Bei den Schwestern war das Verhältnis 10 679 zu 4437. Die Gesamtzahl für einheimische und ausländische Brüder betrug 1963 5083, für Schwestern 24 591. Im Jahre 1961 wurden bei insgesamt 12 562 Priestern (Welt- und Ordenspriester zusammen) nur 2277 afrikanische Priester gezählt (vgl. W. Bühlmann, Afrika, Mainz 1963).

Vernachlässigung des Ordenswesens

Daß für eine lange Zeit ausländische Hilfe sowohl für die Betreuung der Katholiken als auch für die weiteren missionarischen Unternehmungen unentbehrlich ist, versteht sich von selbst. Verständlich wird dadurch auch, daß in der Vergangenheit von seiten der afrikanischen Bischöfe alle Bemühungen auf die Förderung der Weltpriesterberufe konzentriert wurden. Diese können unmittelbar für pastorale Aufgaben eingesetzt werden, während Ordensleute durch das monastische Leben einerseits und durch die Aufgabenbereiche im Schul- oder Krankenhauswesen andererseits eingeschränkt sind. Dafür muß man

heute den Mangel an afrikanischen Orden und Kongregationen in Kauf nehmen, und diejenigen Afrikaner, die sich zum monastischen Leben hingezogen fühlen, müssen sich zumeist einer Gemeinschaft zuwenden, die fast ausschließlich Europäer oder Amerikaner zu ihren Mitgliedern zählt und die zumeist die vielen Traditionen des abendländischen monastischen Lebens pflegen, die für den Afrikaner kaum assimilierbar sind. Die Zahl der afrikanischen Seminaristen gibt trotz der vielen Austritte vor den Weihen Anlaß zu Hoffnungen, den Priestermangel und den Mangel an Ordensbrüdern vorwiegend durch einheimische Kräfte zu beheben. Entsprechendes gilt für die weiblichen Gemeinschaften.

Besonders für Priester gibt es nur ganz wenige afrikanische Orden oder Kongregationen. Soweit die etwa 300 Neupriester, die jährlich geweiht werden, das Ordensleben wünschen, müssen sie weitgehend ihre afrikanische Eigenart ablegen, um sich in eine europäisch konzipierte Ordensgemeinschaft einfügen zu können. Für die einheimischen Brüder gibt es immerhin etwa ein Dutzend ausschließlich afrikanische Gemeinschaften.

Dagegen bestehen wesentlich mehr Schwesternkongregationen, und ihre Zahl ist dauernd im Wachsen begriffen. Trotzdem haben weiterhin europäische Gemeinschaften große Anziehungskraft für Afrikanerinnen. Besondere Bedeutung gewinnen die weiblichen Säkularinstitute, denn, abgesehen von der eigentlichen Missionsarbeit, haben sie großen Anteil an der Förderung der afrikanischen Frau, insbesondere durch den Bildungsstand der Mitglieder.

Die Bedeutung der religiösen Gemeinschaften

Der Gebetsmeinung liegt gewiß nicht die Vorstellung zugrunde, das Ordensleben sei als solches wertvoller als der Dienst des Weltpriesters. Vielmehr sind die Leistungen und Möglichkeiten einer Ordensgemeinschaft erstrebenswert, die dem individualistisch ausgebildeten und als Individuum wirkenden Priester, der von der Pfarr- oder Missionsarbeit beansprucht ist, nicht in gleichem Maße zugänglich sind. Viele soziale und kulturelle Aufgaben können nur von einer größeren Gemeinschaft durchgeführt werden, und gerade das soziale Apostolat hat in der Missionsarbeit eine neue Betonung erfahren. Die karitativen und bildungsmäßigen Bemühungen werden schon als solche als Verkündigung des Evangeliums verstanden.

Das Ordensdekret macht bereits durch seine Überschrift die Notwendigkeit deutlich, daß sich alle religiösen Gemeinschaften des historischen und auch kulturellen Erbes entledigen, wenn es sich als hinderlich für ihre Aufgaben erweist. Viel deutlicher als in Europa oder in Amerika zeigt sich in den Missionsgebieten die Dringlichkeit, den Wesenskern des Christentums herauszuschälen und diesen freizumachen von allen zufälligen Beimengungen aus der Geschichte der abendländischen Kulturtradition. Denn die bodenständigen Kulturen lassen sich nicht erfassen mit den Kategorien und Wertvorstellungen, die auf der griechisch-römischen Grundlage entstanden sind.

Das Konzil fordert deshalb von den Ordensleuten, daß sie in allem „den Erfordernissen des Apostolats, den Ansprüchen der Kultur, der sozialen und wirtschaftlichen Umwelt entsprechen“ (Ordensdekret, Abschnitt 3, Absatz 1). „In den Missionsgebieten möge man mit besonderer Sorge solche Formen des Ordenslebens fördern und pflegen, die dem Charakter und den Sitten der Bewohner des Landes wie auch den örtlichen Gebräuchen und Lebensbedingungen Rechnung tragen“ (ebd., Abschnitt 19).

Was bereits in der Kirchenkonstitution (Abschnitt 17) gefordert wird, das wird im Missionsdekret wiederholt und breiter ausgeführt: daß nämlich alles Positive in den Völkern, alle menschlichen Qualitäten, Riten und andere kulturelle Ausprägungen „gesund gemacht, über sich hinausgehoben und vollendet zur Herrlichkeit Gottes...“ werden müssen (Abschnitt 9, Absatz 2). Die eigenständigen Werte, die ein Volk oder Stamm außerhalb des abendländischen Kulturbereichs besitzt, sollen nicht mehr verdrängt werden, da sich die traditionell mit dem Christentum verbundene Kultur als nicht weniger orts- und zeitgebunden erweist als etwa die kulturellen Formen, die die afrikanischen Völker als ihr Erbe betrachten.

Berücksichtigung lokaler Spiritualität

Das Dekret verlangt ausdrücklich, daß die Missionare an den „kulturellen und sozialen Angelegenheiten teilnehmen“, daß sie Verständnis besitzen für die „nationalen und religiösen Traditionen“ dieser Völkerschaften (ebd., Abschnitt 11, Absatz 2). Während die Ordensleute einerseits aufgefordert werden, „von den geistlichen Reichtümern ganz durchdrungen (zu) sein, die die Ordens-tradition der Kirche auszeichnen“, sollen sie sich andererseits bemühen, diese Traditionen „dem Geist und der Anlage eines jeden Volkes entsprechend auszudrücken und weiterzugeben“ (ebd., Abschnitt 18, Absatz 2). Eine etwaige lokale „Tradition des asketischen und beschaulichen Lebens“ soll in das christliche Ordensleben aufgenommen werden (ebd.); „die besonderen Traditionen, zusammen mit den vom Evangelium erleuchteten Gaben der verschiedenen Völkerfamilien, werden in die katholische Einheit hineingenommen“ (ebd., Abschnitt 22, Absatz 2).

Einige besondere Schwierigkeiten

Die Schaffung eines „afrikanischen“ Christentums bleibt aber eine schwer realisierbare Aufgabe und erfährt von den Afrikanern selbst Widerstände. Wenn aber auch die breiteren Volksmassen und nicht nur die vorwiegend europäisch gebildeten Schichten vom Christentum erfaßt werden sollen, ist die Afrikanisierung der evangelischen Botschaft unerlässlich. Die Pflege eines eigenständigen afrikanischen Ordenslebens, besonders in seiner monastischen Form, könnte dazu einen Beitrag leisten, der den Leistungen des europäischen Mönchtums vergleichbar sein könnte. Es ist gewiß schwer zu erkennen, ob bei der Preisgabe gewisser Traditionen nicht auch echte spirituelle Werte verlorengehen. Aber man muß den Mut aufbringen, jede Äußerung des geistlichen Lebens, für den einzelnen wie für die Gemeinschaften, daraufhin zu prüfen, ob sie wirklich bei den verschiedenen rassistischen und stammesmäßigen Besonderheiten in Afrika anwendbar sind und eine Förderung bedeuten. Die franziskanische, die benediktinische oder die ignatianische Spiritualität mögen soviel Allgemeingültiges besitzen, daß auch die afrikanischen religiösen Anlagen in ihnen eine besondere Ausprägung erfahren können, aber gerade deswegen ist hier gründliche Reflexion vonnöten.

Eine große Schwierigkeit für die Assimilation des monastischen Lebens in Afrika bilden einige grundsätzliche Forderungen für jede Klostersgemeinschaft. So findet die Forderung der Ehelosigkeit, insbesondere die damit verbundene Unfruchtbarkeit der Frau, viel Widerstand in der Familie und Stammesgemeinschaft. Zudem bildet die fort-dauernde gefühlsmäßige Bindung an die Familiengemeinschaft und die daraus entstehenden Verpflichtungen eine

Ursache für manchen Konflikt mit den Regeln der religiösen Gemeinschaften.

Mißverständnis der Gehorsamsforderung

Vielfach aufgrund unzureichender Vorbereitung und Informierung der Kandidaten stößt das Gehorsamsgelübde oft auf ein falsches Verständnis bei den Afrikanern. Das spezifisch Christliche an dieser Forderung wird vielfach übersehen, und zumal solange die Mehrzahl der Ordensoberen Nichtafrikaner sind, kann darin das Recht des Stärkeren, wie es der afrikanischen Mentalität entspricht, verstanden werden. Daß eine Warnung vor Stammeschauvinismus selbst in manchen Regelbüchern der Kongregationen auftaucht, läßt darauf schließen, daß das rechte Verständnis für die weltweiten Belange einer „Weltkirche“ vielfach fehlt. Das wird auch anhand einer soziologischen Studie von Mary Aquina deutlich, in der gezeigt wird, daß in Rhodesien 89% der Ordensschwester aus der Gründungsdiözese stammen und somit die gleiche afrikanische Kultur teilen. Als bedenklich erscheint ein weiteres Ergebnis dieser Untersuchung, daß nämlich die Schwestern vorwiegend den wohlhabenderen Teilen der afrikanischen Bevölkerung entstammen. So ist der Anteil der Angestellten unter den Vätern der Schwestern doppelt so hoch wie im afrikanischen Bevölkerungsdurchschnitt („Social Compass“, tom. XIV, Heft 1, 1967).

In der Südafrikanischen Republik und in Rhodesien können Ordensleute unterschiedlicher Hautfarbe nicht in der gleichen Gemeinschaft leben. Es ist zu hoffen, daß diese staatliche Zwangsmaßnahme dazu führt, daß die rein afrikanischen Gemeinschaften dadurch in der Entwicklung einer spezifischen afrikanischen Spiritualität gefördert werden. Leider verleugnen viele Afrikaner ihre eigene kulturelle Tradition. Daran ist aber gewiß auch das europäische Schul- und Missionswesen mitschuldig, die die angebliche Überlegenheit der abendländischen Traditionen auf allen Gebieten suggeriert haben. Um den jungen Völkern Afrikas zu einer echten Synthese zwischen den eigenen Überlieferungen und dem Christentum zu verhelfen, können insbesondere die Leistungen der Orden und Kongregationen einen großen Beitrag leisten. Diese Gemeinschaften können für die Entwicklung der Länder soziale, politische und kulturelle Initiativen vermitteln, insbesondere im Schulwesen verfügen sie über großen Einfluß auf die heranwachsenden Generationen. Ganz besonders einheimische Gemeinschaften können sehr fruchtbare Wirkungen auslösen, wenn sie ihren Stammesangehörigen und Mitbürgern christliche Existenz, besonders in der praktischen Tätigkeit, vorleben.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem Vatikan

Das Programm der Bischofssynode In einer Pressekonferenz im vatikanischen Pressesaal gab der polnische Titularbischof Ladislaus Rubin, der erst vor kurzem von Papst Paul VI. zum Ständigen Generalsekretär der Bischofssynode ernannt wurde (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 155), das Programm der ersten Sitzungsperiode der Synode bekannt, die am 29. September dieses Jahres zusammentritt und vorläufig bis zum 24. Oktober dauern soll. Wie aber Bischof Rubin selbst zugab, muß angesichts